GEW Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft

Pankow

Infoblatt

Termine:
16.11. Stammtisch
- Brotfabrik
- 18 Uhr

November 2023 Ausgabe #56

pankow@gew-berlin.de
gew-berlin.de > Pankow

Foto: Tom Eickelau

Manege frei! Jetzt kommen wir!

Rund 80 streikende Kolleg*innen haben am 10.10. gemeinsam im Zirkus Mond bei einer dezentralen Streikversammlung den Auftakt zum dreitägigen Warnstreik gegeben! Unter anderem wurde in einer offenen Gesprächsrunde über Probleme gesprochen, die wir alle, die wir an Schulen arbeiten, kennen - und mit denen wir nicht alleine sind.

Appetit auf Streik

Es liegen mal wieder drei Tage Streik hinter uns. Wem wäre es zu verübeln, wenn da auch mal der Appetit auf Diskussionen und Arbeitskampf vergeht? Lasst uns zusammen ein Süpplein kochen - mal sehen wem es schmeckt.

Seite 1

Dran bleiben?

Seit gut zwei Monaten füttern wir die Arbeitszeitstudie nun fleißig mit unseren Daten. Der Reiz des Neuen verfliegt so langsam. Es wird vielleicht sogar lästig? Warum sollte man dranbleiben?

Seite 2

Ein Teil der Lösung werden

Wenn ein „Weiter so“ nicht mehr hilft, um die allgegenwärtigen Missstände in der Bildung zu beheben, was hilft dann? Ist die Lösung etwa in jedem*r von uns?

Seite 3

Heute gibt es Streiksuppe!

Streik - eigentlich ein Wort, das (nur) eine Bedeutung hat: „gewerkschaftlich organisierte Arbeitsniederlegung zur Durchsetzung wirtschaftlicher, sozialer Forderungen, [auch] Arbeitskampf“ (dwds.de).

Eine Bedeutung und doch so viele Gefühle, die dahinterstecken. Um das Ganze mal etwas malerischer darzustellen, nutzen wir doch mal das Bild einer Suppe dafür. Schließlich schreibt diesen Text hier eine Grundschullehrerin, die bitteschön alles möglichst greifbar beschreiben soll. Lasst uns also heute gemeinsam eine Streiksuppe kochen.

Für Einige von uns bedeutet das Kochen der Suppe einen ziemlich hohen Aufwand: Wir starten ganz klassisch damit, dass wir uns ein Rezept heraussuchen. Wir besorgen die Zutaten, checken noch, ob jemand der eingeladenen Personen Allergien hat oder etwas nicht gut verträgt und fangen schließlich an zu kochen. In unserer Streikküche gibt es viele kochende Menschen und wie uns das alte Sprichwort schon verrät, verderben zu viele davon schnell den Brei. Daher bedarf es einer guten Absprache, damit die Streiksuppe am Ende allen schmeckt Bevor wir Einladungen für unsere Spezialität versenden können, bedarf es noch der Klärung für eine Örtlichkeit und dem Einigen auf einem Stichtag, an dem die Einladungen versendet werden sollen.

Unsere Restaurantbesucher:innen erfahren von unserer Einladung zum Streiksuppenessen und sind sehr unterschiedlich davon begeistert. „Auf geht’s!“, laden wir die Leute ein „ihr habt doch sicher auch Hunger!“ Einige Menschen sind überrumpelt, lesen die Zutatenliste, winken mit den Händen und lehnen dankend ab. Ich kenne diese Geste von meinem Papa, den ich damals als Studentin, in ein hippes, veganes Berliner Restaurant geführt habe und er dort zwischen „knuspriger veganer Ente“ und „Sojahühnchen“ wählen sollte. „Ich werde hier nicht satt, Hanni. Das wird hier nichts.“ Ähnlich klingt es in einem durchschnittlichen Mitarbeitendenzimmer, wenn sich jemand die Einladung zum Streik und Forderungen der GEW durchliest: „Kleinere Klassen? Das wird hier nicht gehen! Dafür gehe ich nicht auf die Straße.“ Nachvollziehbare Gedanken, oder?:

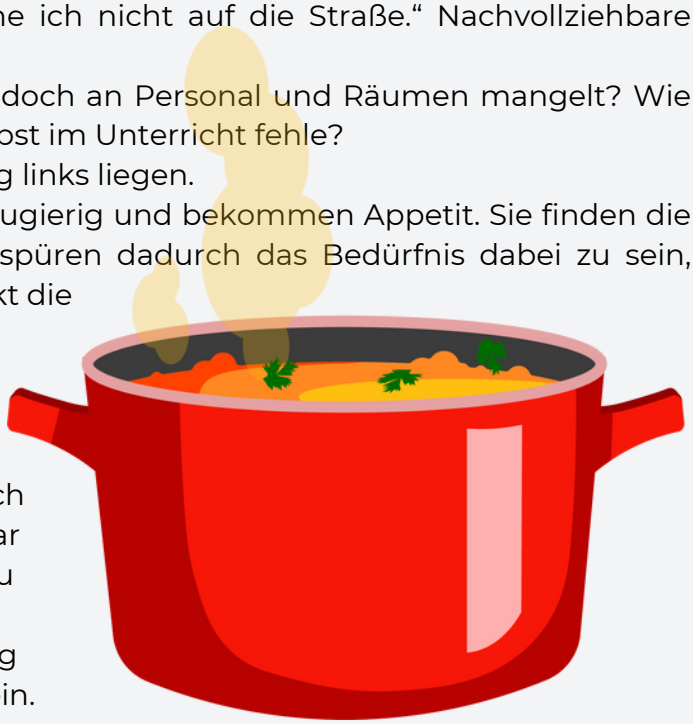
Wie sollen kleinere Klassen entstehen, wenn es doch an Personal und Räumen mangelt? Wie soll der Lehrstoff vermittelt werden, wenn ich selbst im Unterricht fehle?

Die eingeladenen Menschen lassen die Einladung links liegen.

Andere Lehrkräfte werden im Gegenteil dazu neugierig und bekommen Appetit. Sie finden die Forderungen, das Rezept des Streiks gut und spüren dadurch das Bedürfnis dabei zu sein, mitzulaufen und aktiv zu werden. Ihnen schmeckt die Suppe, sie wärmt sie innerlich auf und stärkt sie.

Viele merken, dass das gemeinsame Essen ein Gefühl von Gemeinschaft und Stärke entstehen lässt. Es wird ihnen klar, dass der Hunger nicht ihr individuelles Problem ist, sondern systematisch ausgelöst wird. Einigen schmeckt die Suppe sogar so gut, dass sie am Ende Lust haben, selbst mit zu kochen.

Für wieder andere Menschen klingt die Einladung hervorragend, sie würden liebend gerne dabei sein.



Jedoch dürfen sie nicht, denn wenn man verbeamtet ist, dann darf man keine Suppe essen. Hungrig halten sie die Einladungen in der Hand und müssen sie doch wieder auf den Tisch zurücklegen. Dort findet sie dann noch eine ganze andere Berufsgruppe, die (zurecht) frustriert feststellt, dass sie erst gar keine Einladung erhalten haben. Das, obwohl sie den Streik gut finden, die Zutatenliste lieben und das gemeinschaftliche Essen sehr heilsam sein würde.
Wir halten fest: So schön die Idee und so toll das Rezept der Streiksuppe auch sein mag – nicht jede:n macht es glücklich. Ganz im Gegenteil: Es entsteht ein buntes Potpourri der Gefühle, das am Streiktag selbst, auf eine kollegiale Probe gestellt wird.
An so einem Streiktag – oder gar mehreren Streiktagen, wie wir sie gerade hinter uns haben – haben wir eine ziemlich geschmacksintensive Gefühlssuppe. Während diejenigen, die aus diversen Gründen nicht mit am Streik teilnehmen, die Stellung in den Schulen halten (müssen), sind andere auf den Straßen unterwegs und hinterlassen somit Lücken im System. Unsere Schulen funktionieren seit Jahren (zumindest so halbwegs und gezwungener Maßen) mit diesen Lücken. Wir haben gelernt, wie wir die Lücken stopfen können. Auf den Vertretungsplänen stehen Worte wie „abbestellt“, „Hort“, „Fluraufsicht“ (also mehrere Klassen gleichzeitig betreuen, während man über die Flure geht und in die Räume hineinschaut), „Ausfall“ oder Anderes. Die „V“ Stunden, die eigentlich vor allem für die Notreserve da sind, werden Woche für Woche genutzt – zurecht, wie auch sonst. Daher verfügen wir auch an Streiktagen über die Möglichkeit die paar Lücken mehr mit dem Personal abzufangen, was da ist. Wir können uns gut vorstellen, wie sich das für diejenigen, die in der Schule sind, anfühlt. Wir können uns dementsprechend auch vorstellen, wie unfair sich die Kolleg:innen behandelt fühlen: Wieso lässt Frau X-Ypsilon kein Vertretungsmaterial da, wenn sie doch weiß, dass sie an den Tagen streiken ist?
Auf der anderen Seite stehen diejenigen, die damit argumentieren, dass das Streiken eben auch bedeutet, dass die Unterrichtsstunde ausfällt und eben nicht abgefangen werden soll. Es soll ja ein „Effekt“ dabei rauskommen. Die Gesellschaft soll mitbekommen, wie es ist, wenn wir nicht da sind. Aber kommt dieser Effekt überhaupt in der Gesellschaft an? Oder ist es am Ende das Kollegium, was vor allem vom Streik mitbekommt und alles artig ausbaden muss? Wie verhält man sich denn nun richtig als streikende Person? Wie bekommt man es hin, dass sich das Kollegium nicht im Stich gelassen fühlt, wenn man streikt? Wie soll dabei gleichzeitig Aufmerksamkeit in der Gesellschaft entstehen, wenn wir doch wieder alles abfangen? Und könnten wir nicht auch damit argumentieren, dass ein Großteil des in der Schule bleibenden Kollegiums nicht doch streiken gehen könnte, es aber nicht möchte? Dann sind diejenigen doch selbst schuld, wenn sie nun vertreten müssen, oder?
Uff, steile und heikle These Frau Lehrerin. Fast so, als würde ich zu meinem Papa sagen, dass er die vegane, knusprige Ente wählen sollte und keinen Unterschied zum Fleisch feststellen wird.
Das würde er natürlich. Genauso haben diejenigen, die für die Kinder in der Schule da sind, auch gute Gründe, nicht vom Streikrecht Gebrauch zu machen. Die geplanten Klassenarbeiten, Ausflüge oder Vorträge sind – vor allem für die Lernenden – wichtig in diesen Momenten. Es ist doch toll, dass die Lehrkräfte sich für die Klassen entscheiden und in der Schule sind. Die Frage ist nur, ob das auf lange Sicht weiterhilft. Wenn wir wirklich Veränderungen in unserem System wollen, Klassenarbeiten, Ausflüge und Vorträge auf lange Sicht immer dann schreiben möchten, so wie es geplant ist, dann müssen wir jetzt gemeinsam an einem Strang ziehen. Das wiederum geht nur, wenn auch alle zu unserer Streiksuppe eingeladen und aufgerufen werden. So lange es Menschen gibt, die die Lücken in den Schulen stopfen (können und müssen), fallen wir nicht auf.

Gleichzeitig steht die Frage im Raum, wie wir bis dahin alle diejenigen mobilisieren, die zwar streiken dürften, es aus zum Beispiel oben ausgeführten Gründen, nicht möchten. Gespräche mit ihnen führen, liegt wohl auf der Hand, kosten aber auch Kraft und vor allem Mut. Es ist gar nicht mal so einfach jedes Mal das Kollegium anzusprechen und zu fragen, ob es mit dabei ist. Oftmals erntet man als solch aktivierende Person Augenrollen – vom Getuschel hinter dem Rücken mal ganz abgesehen. Das kann schon auch mal weh tun. Man bekommt dann das Gefühl oder die Angst, dass andere denken, man will nicht zur Schule gehen und einfach einen „freien“ Tag haben. Aber das ist es nicht, ganz im Gegenteil. Ich für meinen Teil liebe diesen Job, die Kinder und die Schule! Ich möchte, dass die Arbeits- und Lernbedingungen für Personal und Schüler:innen besser werden und Schule wieder zu einem Ort wird, der nicht bloß irgendwie funktioniert. Nicht die Kräfte des Personals und vor allem die Kosten der Bildung für Kinder sollten darunter leiden. Wir brauchen Anpassungen des Bildungssystems an die Umstände, die der Lehrkräftemangel nun mal gerade mit sich bringt. Wir brauchen Räume, damit Kinder teilhaben können. Wir brauchen Stühle, Bänke und Tafeln, damit es Orte zum Lernen gibt. Wir brauchen Studienplätze, für mehr Lehramtsabsolvent:innen. Wir können doch nicht wirklich so weiter machen, wie bisher, wenn sich alles um uns herum verändert. Auch Schule muss sich verändern und raus aus dem starren Gerüst aus Kaisers Zeiten.

Vielleicht geht es also in den aktuellen Forderungen gar nicht darum, dass wir die Klassen verkleinern müssen. Vielleicht geht es in unserem Streik erstmal darum, dass sie nicht noch größer werden – was vermutlich passieren wird, auf Grund des Lehrkräftemangels und der steigenden Schüler:innenzahl.

Wir müssen versuchen, dass wir zusammenhalten und die Suppe gemeinsam auslöffeln. Je mehr von uns an möglichst vielen Tagen streiken gehen, desto eher entsteht die Wahrscheinlichkeit, dass Schulen während der Streiks schließen. Dies wiederum würde vielleicht den ein oder anderen Streit innerhalb des Kollegiums einsparen. Es würde ein Miteinander und kein Gegeneinander sein. Wir würden in den Medien größere Aufmerksamkeit erhalten. Diese brauchen wir, damit die Politik etwas ändert: Multiprofessionelle Teams an Schulen, Stundentafeln anpassen, mehr Ausbildungsplätze usw.

Wir brauchen Lösungen, damit das System nicht zusammenfällt.

Daher die Bitte an Alle: Lasst uns die Suppe nicht mehr alleine kochen. Lasst uns stattdessen eine ganze Mahlzeit zusammen erstellen.

Ich möchte diesen Suppenstreiktext abschließen mit einem Bild, das jemand bei der großen Streikversammlung im Mauerpark brachte. Es stellt wunderbar dar, was wir mit einem noch größeren Zusammenhalt erreichen könnten: „Wir haben 17 Streiktage hinter uns. Wenn die Müllabfuhr 17 Tage auf mehrere Jahre verteilt streiken würde, würde niemandem das Problem auffallen. Streikt sie aber 17 Tage hintereinander, dann würde es allen stinken.“

von Frau X-Ypsilon, Lehrkraft

Dran bleiben?

Zwei von 12 Monaten sind um. Bleiben noch 10 Monate regelmäßiger Eingabe der Arbeitszeit in die Eingabefelder der Arbeitszeitstudie. Puh! Anstrengend? Ja!

Ich habe mal meine Freundin ChatGPT gefragt, warum sie denkt, dass wir ihre Bekannt die AZS (Arbeitszeitstudie) weiterhin mit Zeiten füttern sollen. Es gab eine recht allgemeine Antwort - nichts desto trotz benennt die KI (künstliche Inteligenz) genau die Punkte, die ein Durchhalten bekräftigen könnten.

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,

es ist verständlich, dass die aktuelle Arbeitszeitstudie für viele von uns eine Herausforderung darstellt. Zwei Monate sind vergangen und einige von Ihnen mögen bereits den Gedanken hegen, aufzugeben. Doch gerade jetzt ist es entscheidend, an der Studie festzuhalten. Hier sind einige Gründe, warum es sich lohnt, weiterhin aktiv teilzunehmen:

- ***Stimme und Veränderung:*** *Diese Arbeitszeitstudie ist eine einzigartige Gelegenheit, unsere Stimme zu erheben und auf die dringend benötigten Veränderungen im Bildungssystem hinzuweisen. Ihre Teilnahme trägt dazu bei, die Arbeitsbedingungen für Lehrkräfte in Berlin nachhaltig zu verbessern.*
- ***Erfassung der Realität:*** *Durch Ihre Beteiligung ermöglichen Sie eine präzise und genaue Aufzeichnung Ihrer tatsächlich geleisteten Arbeitsstunden. Dies ist entscheidend, um die Diskrepanz zwischen offiziellen Vorgaben und der tatsächlichen Belastung aufzuzeigen.*
- ***Langfristiger Nutzen:*** *Auch wenn es momentan mühsam erscheint, wird die gesammelte Datenmenge langfristig von unschätzbarem Wert sein. Sie wird als Grundlage für zukünftige Verhandlungen, Gesetzgebungen und politische Entscheidungen dienen, die das Lehrpersonal betreffen.*
- ***Solidarität und Gemeinschaft:*** *Durch Ihre Teilnahme setzen Sie ein starkes Zeichen der Solidarität unter den Lehrkräften. Gemeinsam können wir mehr erreichen und die Stimme der Bildungsgemeinschaft lauter werden lassen.*
- ***Anerkennung der eigenen Arbeit:*** *Diese Studie bietet die Möglichkeit, die außergewöhnliche Leistung und das Engagement der Lehrkräfte in Berlin auf eine breitere Plattform zu stellen. Ihre Teilnahme trägt dazu bei, die Arbeit der Pädagogen angemessen zu würdigen.*

Bitte bedenken Sie, dass Ihre Beteiligung einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen für Lehrkräfte leistet. Auch wenn es momentan herausfordernd sein mag, ermutige ich Sie dazu, weiterhin aktiv an der Arbeitszeitstudie teilzunehmen.
Gemeinsam können wir Veränderungen bewirken und die Zukunft des Bildungswesens in Berlin positiv gestalten.

Mit freundlichen Grüßen
ChatGPT

von Tom Eickelau, Lehrkraft und Bezirksleitung (Vertrauensleute) feat. ChatGPT

Ein Teil der Lösung werden

These: Das System Bildung steht auf Abriss

Ganz schön provokant, der Satz. Reiner Sensationalismus oder ein Kniff in die Seite, damit wir endlich aufwachen? Hier einige handfeste Indikatoren:

- die Versorgung mit Schulplätzen ist unzureichend – und das nicht erst seit dem Beginn des Ukrainekrieges. **Berlinweit fehlten 26.000 Schulplätze**. Kein Wunder, denn…
- … u.a. mangelt es eklatant alleine schon an betriebstauglicher Bausubstanz. Dringend nötige Maßnahmen werden aber zunächst auf Glatteis gelegt, wie unlängst der zuständige Pankower Stadtrat auf der Personalversammlung unseres Bezirks mitteilte. Soviel zum Thema Schulbauoffenisve – einer leeren Worthülse des politischen Marketings
- Dann ist da noch die Zurückstellung des messianisch proklamierten Bildungsparadigmas der Inklusion. Kann man leider nicht mehr abbilden im System, also wurde im vergangenen Jahr kurzerhand den Schulen die Möglichkeit gegeben, sonderpädagogischen **Förderunterricht von acht auf drei Wochenstunden** zu reduzieren, um die Stundentafel zu retten. In diesem Schuljahr **darf die Stundentafel nunmehr aber auch beschnitten werden** (getan wurde dies mancherorts bereits ohnehin unter vorgehaltener Hand). Diese Entscheidungszwänge fallen dann sicherlich unter Eigenverantwortung von Schule.
- Die Leistung der Lernenden sinken –wen wundert's– rapide. Besorgniserregende Befunde gibt es zuhauf. Hier **ein besonders eindrucksvoller**: vier von zehn Berliner Drittklässler:innen haben dieses Jahr bei der Vergleichsarbeit VERA 3 nicht aufholbare Rückstände in Deutsch und Mathe. Im Pendant für Achtklässler:innen erreichen über 60% der Lernenden an den ISS nicht die Mindeststandards in wichtigen Kernkompetenzen dieser beiden Fächer. „Hier fehlen den Schülerinnen und Schülern basale Kenntnisse, um ein selbstbestimmtes und beruflich erfolgreiches Leben bestreiten zu können" (Zitat einer ISQ-Floskel). Das tut weh.

Es soll hier aber nicht um das System Bildung im Abstrakten gehen, denn dann gerät das wirklich Entscheidende aus dem Blick; sondern um Menschen wie dich und mich, die in diesem dysfunktionalen Gefüge arbeiten und wirken sollen, die sich auch zu Dingen verhalten können. Wie stehen wir zu alledem und wie steht es überhaupt um uns in diesem maroden System?

Menschlicher Verschleiß (am Beispiel der Lehrkräfte)
Zunächst ist unser Stand ein nicht guter: die Arbeitslast ist durchweg zu hoch, egal ob Hausmeister, Sekretär*in, Verwaltungsleitung oder pädagogische Fachkraft. An allen Stellen fehlen Menschen und dies führt zu einer Dauer-Überlastung. Manchmal (zu oft) reicht dann alle Berufung, Kompetenz und Verausgabungsbereitschaft der Welt nicht mehr aus, um den Anforderungen des Alltags ungebrochen und gesund standzuhalten. Auch das ist ein Indikator für die Misere.
Am besten ist der Missstand für die Berufsgruppe der Lehrkräfte dokumentiert. Unter den Berufsanfänger:innen leidet laut wissenschaftlicher **Studie** ein Viertel im Vorbereitungsdienst unter Burnout-Symptomen und ein Drittel kehrt der Schule dann in den ersten fünf Dienstjahren den Rücken (das nach sieben Jahren Ausbildung).

Überhaupt sind **Abgänge für Berlin kein gutes Stichwort**: im Juni gab die Senatsfinanzverwaltung auf Anfrage bekannt, dass im vergangenen Schuljahr 2022/23 satte 979 Lehrkräfte den Schuldienst verließen. Das ist mehr als doppelt so viel wie im Schuljahr 2017/18. Bei den 35- bis 44-jährigen betrug der Anstieg 159%. Seit 2017 haben insgesamt 4.479 Berliner Lehrkräfte ihre Verträge gekündigt oder aufheben lassen. **Zudem mangelt es** an Nachwuchs: 2022 war die Anzahl von Lehramtsstudierenden mit bestandenen Abschlussprüfungen bundesweit um 10,5% rückläufig im Vergleich zu 2012. Schlechte Nachrichten, denn **ein Drittel der Lehrkräfte deutschlandweit ist 50 Jahre oder älter**.

An diesem anderen Ende des Altersspektrums muss man dann wirklich schlucken: eine Auswertung von Daten des Statistischen Bundesamtes ergibt, dass im Jahr **2017 bundesweit nur jede vierte Lehrkraft im regulären Alter in Pension ging**, in Berlin jede dritte. 63% der Lehrkräfte gingen auf eigenen Antrag frühzeitig (oft unter Hinnahme von Abschlägen), weitere 12% wegen Dienstunfähigkeit. Tendenz kontinuierlich steigend seit 2009. Hauptgrund für solche Frühpensionierungen seien **psychische und psychosomatische Erkrankungen** (32 – 50%), so ein Artikel des Deutschen Ärzteblattes. Eine Berliner Besonderheit: als einziges Bundesland übersteigt bei uns regelmäßig die Anzahl von Dienst-, Erwerbs- und Berufsunfähigkeiten (427) die von Eintritten in den Ruhestand (375). Diese Daten aus dem **Schuljahr 2022/23** spiegeln die Tendenz vieler **vorangehender Jahre** wider.
Langer Jammer, könnte man meinen – und ja: Dazu besteht auch guter Grund!

In das Problem investieren (erster Anlauf)
Ich kenne es und du sicherlich auch. Man ist krank –nicht bloß ein flüchtiger Schnupfen– und man geht arbeiten (ohne „trotzdem“). Man überlegt zu streiken – oder erst gar nicht, denn da ist ja der selbst organisierte Projekt- oder Wandertag, das dezentrale Abitur, oder eben der Unterricht, der nicht vertreten wird und ausfällt, und dann der ganze Rattenschwanz (der Lernrückstand und die nächste KA und die Zeugnisse und überhaupt…). Man ist ja in der Verantwortung. Oder aber es ist Abend, Wochenende, vielleicht gar Ferien, also eigentlich Ruhe- und Regenerierungszeit – aber da ist ja noch… Etwas ist da immer.

Das soll übrigens nicht nur für Lehrkräfte gelten. Ich kann mich zum Beispiel an keinen Tag erinnern, an dem die Sekretärin an meiner Schule wegen Überlastung ausgefallen wäre. Diese Anlässe hat es aber durchaus gegeben, gerade zu den fetten Coronazeiten, als jedes Sekretariat zu einer Zweigstelle des Gesundheitsamtes umfunktioniert wurde und man gut von lauter wild gestreuten Infektionsverfolgungsketten und Quarantäneanordnungen hätte irre werden können.

Warum ticken wir so? Zum einem ist die Identifikation mit der Arbeit und der damit verbundenen Aufgabe, das Pflichtgefühl gegenüber den Lernenden und der Gesellschaft sehr groß. Man macht etwas sehr Wichtiges und weiß das auch, vielleicht schöpft man daraus Kraft oder gar Selbstwert. Oft gehört dazu eine große Portion Idealismus, eventuell auch Ehrgeiz, Selbstlosigkeit, Verausgabungsbereitschaft und bei Lehrkräften nicht selten ein stark ausgeprägter, im Referendariat rabiat konditionierter Hang zum Perfektionismus – denn man ist Vorbild. Die Kehrseite davon kann ein mangelndes Abgrenzungsvermögen sein: man richtet den Blick auf das Außen und auf die anderen, vernachlässigt dadurch seine eigenen Bedürfnisse, auch die grundlegendsten. Viele werden so krank.

Die Botschaft lautet oft, nach innen gleichwie nach außen: „Ich tue (all) das für die Kinder und ich lasse die Kolleg:innen nicht im Stich“. Man argumentiert systemisch und sozial. Dass diese Botschaft nach außen hin artikuliert wird, hat auch mit dem Umstand zu tun, dass man im System Schule viele Dinge nicht mit sich selbst ausmachen kann. Gerade in Zeiten des Mangels und der dadurch herbeigeführten, alle Akteure betreffenden Bedrängnisse herrscht nämlich ein nicht immer ausgesprochenes Gebot: „du sollst funktionieren“. Die anderen schauen zu und reden mit.
„Der Kollege ist ja schon wieder drei Wochen krank! Was ist denn mit dem los?“, höre ich z.B. im Lehrzimmer von Frau S., die Herrn S. wieder vertreten muss. Oder zum Streik: „Wir müssen XY absichern“, wird top-down von der Schulleitung im Verteiler proklamiert – natürlich ohne Möglichkeit der Antwort oder gar einer Diskussion. Da überlegt man schon, gerade wenn sonst fast niemand mitmacht. Auch für mit Freistellungen verbundene Einsätze außerhalb des schulischen Unterrichtsgeschehens (Abordnungen, Personalrat) erntet man mitunter gut Ungunst: das könne ja nicht sein, so viele Stunden, wo doch vor Ort die Not so groß ist. Einem selbst wird oft zwar nichts gesagt, Werturteile finden jedoch trotzdem statt, werden in Abwesenheit gar ausgesprochen. Wenn in meiner Gegenwart unverblümt andere durch den Dreck gezogen werden, dann wohl in meiner Abwesenheit auch ich. Das arbeitet dann still aber wirksam in einem weiter.

Deswegen gehört es an dieser Stelle deutlich ausgesprochen: Die hohe gesellschaftliche Wertigkeit unserer Aufgabe wird in Schule oft im Sinne einer dem Aufbau von Druck dienenden, negativ wertenden Moralisierung Einzelner instrumentalisiert. Wenn man selbstbestimmt und selbstbezogen handelt, riskiert man, dafür kollegial runtergemacht zu werden. Auch deswegen funktioniert man weiter, obgleich es mitunter gar nicht mehr geht. Man kann nur warnen: die psychischen Verquickungen des Zusammenspiels aus systemischen Mängeln und systemintern reaktiv aufgebauten Druck können auf lange Sicht sehr toxisch sein und –gerade wenn du dich betroffen fühlst– lohnt es sich, diese Zusammenhänge durchschauen und sich von ihrem Gift befreien zu lernen (meine Hörempfehlung: **Podcast von Isabell Probst**, u.a. Folgen 48, 58 und 70).

In der letzten Konsequenz führen diese und einige andere Faktoren dazu, dass wir unerlässlich und oft über das Machbare hinaus unsere Leistung in dieses kaputte System geben. Wir tun das eklatant unkritisch. Sicherlich handeln wir unter der Maßgabe und in der Hoffnung, dass es weiterhin seine wichtige Funktion erfüllen und den Kindern helfen möge. Zugespitzt formuliert muss man allerdings feststellen: eigentlich investieren wir fortwährend in ein Problem, dass auch uns auf die Füße fällt – jeden verdammten Tag.

Und doch: es bewegt sich, es geht irgendwie weiter, dieses Ding Schule, stellen wir fest. Aber wie lange noch? Und ist dieses reine Mittragen wirklich unser bestmöglicher Beitrag als zentrale Mitgestalter:innen und Visionäre (nicht bloß Handlanger:innen)? Bildet das unsere Rolle und ihre Reichweite in Gänze ab?

Du sollst politisch agieren (zweiter Anlauf)
Meine persönliche Antwort auf die beiden letzten Fragen lautet „nein“. Ich muss nüchtern feststellen: für mich und meine Kollege:innen, für die Kinder, für unsere Gesellschaft und die Causa Bildung bringt es langfristig und perspektivisch sehr wenig bis gar nichts, unter sich ständig verschlechternden Rahmenbedingungen auf business as usual zu pochen und den Betrieb mit Ächzen und Stöhnen am Laufen zu halten. Sicherlich schafft jeder einzelne solcher Impulse für einen Tag, eine Woche, ein Halbjahr Abhilfe, stopft Löcher oder Abgründe. Und es gibt ja auch immer wieder Ferien.

Aber die Erfahrung zeigt doch (auch für jemanden, der erst fünf Jahre im Schulsystem ist, wie ich): davon gehen die strukturellen Probleme nicht weg, ihnen wird auch nicht Einhalt geboten. Ganz im Gegenteil – die Probleme wachsen und es werden immer mehr, sowohl auf der Ebene des individuellen Leidens als auch des systemischen Versagens. Wie kann das aber sein, wenn doch eigentlich große Einigkeit besteht, was gut wäre?

Der erste Teil der Antwort liegt bei den politischen Entscheidungsträger:innenn und den höheren Ebenen der Bildungsverwaltung: für sich alleine betrachtet unterliegen sie der Taktung von Wahlzyklen und Legislaturperioden, der Trägheit der bürokratischen Maschinerie, und somit einer ganz anderen Logik als der, die das Bildungsunterfangen und seine langatmige Dynamik bestimmt. Realitätsfremde Handlungsanweisungen und die darin erkennbare, unerklärliche (da ja durchaus überwindbare) Distanz zum realen Alltag führen zu einer gegenseitigen Entfremdung: denn oft sind Anordnungen am exekutierenden, unteren Ende der Handlungskette kaum operativ umsetzbar oder sie verfehlen die wirklich dringlichen Probleme.
Gesamtpolitisch muss man natürlich feststellen, dass Bildungspolitik bisher eine an ihrer Wichtigkeit gemessenen recht niedrige Priorisierung zuteil wird. Kein Rettungsfond oder Sondervermögen, kein Masterplan, keine wirkliche Vision, sondern nur Schlagwörter und punktuelle Maßnahmen, die an den Verästelungen herumschnippeln anstatt das Problem bei seinen tiefen, über Jahre gewachsenen Wurzeln zu packen.
Wenn die Lösung de facto also nicht an der Spitze liegt, dann muss sie in der breiten Fläche zu verorten sein, in der Gesellschaft, auch bei uns. Individuelles Handeln ist jedoch hiermit nicht gemeint, denn es ist im Großen und Ganzen unwirksam. Natürlich kann man das Bildungssystem in der 1. Person Singular durchdeklinieren: ich kann meine eigene Berufung durchaus ausleben, ich fühle mich persönlich erfüllt und bin gesund, an meiner Schule (vielleicht ein Gymnasium? Oder eine Grundschule mit sozioökonomisch gehobenen Einzugsgebiet?) läuft es doch ganz gut und die Ausstattung ist auskömmlich, meine Lerngruppen sind erfolgreich, ich leiste meinen Beitrag. Das ist alles legitim und natürlich entfaltet das Agieren auf dieser Handlungsebene auch eine positive Wirkung, die bis zu einem gewissen Punkt streuen kann.

Das Bildungssystem darüber hinaus aber auch als ein kollektives, gesamtgesellschaftliches Anliegen zu betrachten –was es ja ist–, bedeutet in der letzten Konsequenz auch, die unzureichende Wirksamkeit dieser individuellen Handlungsebene mit den sich immer weiter ausbreitenden Missständen zusammen zu denken, und dann zum Schluss zu kommen: wir müssen uns in der Fläche zusammentun, um gemeinsam für das Gemeine, also für die Polis zu agieren. Wir müssen politisch denken und politisch aktiv werden.

Alles andere führt zu keiner Lösung, sondern bestenfalls zu einer Aufrechterhaltung und Verzögerung der nicht hinnehmbaren Misere, in der wir arbeiten. Man mag zwar der Illusion hingegeben sein, man könne dem allen langfristig in einer wie auch immer gearteten eigenen Blase standhalten oder gar ganz verschont bleiben… Aber irgendwann –pardon my French– landet die Drecksuppe garantiert auch bei dir an, wenn sie es nicht schon längst getan hat. Und spätestens dann gerätst auch du in Zugzwang.

Der weiße Kragen und die Sache mit dem Beamtentum – Aspekte eines hinderlichen Selbstverständnisses bei Lehrkräften

Einer solchen Politisierung stehen zwei bei Lehrkräften häufig auftretende Facetten ihres beruflichen Selbstverständnisses im Wege. Zum einen begreifen sich Lehrer:innen nicht als Arbeitskräfte, sondern als Akademiker:innen, als hoch professionalisierte und kompetente, große Verantwortung übernehmende Leistungsträger:innen. Eine Kollegin sagte mir mal, wir seien eigentlich wie mittleres Management in der Wirtschaft, also Führungskräfte. Der Abgleich mit der Auflistung der Tätigkeitsmerkmale unserer Berufsgruppe und die Bezahlung spiegeln das tatsächlich wider. Politisch zu werden und gelegentlich den reibungslosen Betrieb zu stören passt damit so gar nicht zusammen, zumindest für viele nicht. Das ist verhängnisvoll.

Im weiten Sinne sind viele Lehrkräfte, wie auch Arbeitnehmer:innen in anderen Teilsystemen der Wertschöpfungskette, in die Falle der längst obsoleten Blue-collar/White-collar-Dichotomie getappt und denken im Prinzip: „ne, Protest und Widerstand, kollektiv ausgerichtetes, politisches Handeln und Arbeitnehmer:innensolidarität, demonstrieren oder gar streiken, das hat mit mir gar nichts zu tun. Ich brauche, darf oder soll das nicht. Ich trage Verantwortung und stehe mit meiner Leistung(sfähigkeit) für mich ein.“ Sehen kann man das auch an dem unter jüngeren Kolleg:innen immer geringer werdenden Grad der gewerkschaftlichen Organisierung (Gewerkschaften sind ja überhaupt so teuer). Ich muss bei dem Gedanken immer wieder innerlich laut auflachen: die denken wahrscheinlich, der Arbeitgeber macht Eingeständnisse und hält Errungenschaften aufrecht, weil wir unsere Arbeit so toll machen?! Da muss man, mit Verlaub, auf dem sozial- und politikgeschichtlichen Auge schon ziemlich erblindet sein.

Dann ist da noch die Sache mit dem Beamtentum, die mit der jetzigen Berliner Verbeamtungswelle lokal an Wichtigkeit gewinnt. Das Beamtentum ist kein arbeits- sondern ein dienstrechtliches Verhältnis – und das sind zwei Paar Schuhe. Im Mittelpunkt des Dienstverhältnisses steht nämlich die gegenseitige Treue und damit auf der Soll-Seite der:s Dienenden rein rechtlich nicht nur das Streikverbot, sondern auch das Verbot der Flucht in die Öffentlichkeit, die Pflicht zur Ausführung von Weisungen und das Angewiesensein auf das Wohlhaben des Dienstherren für jede beruflich relevante Veränderung (Umsetzungen, Teilzeit- oder Beurlaubungsgesuche, Wahrnehmung von Abordnungen u.v.m.).

Natürlich muss ich als Tarifbeschäftigter auch immer einen Antrag stellen – aber, wenn es mir irgendwann nicht mehr passt, kann ich in letzter Konsequenz immer sagen, dass es mir reicht und dass ich gehe. Beamt:innen können das zwar auch, aber nur unter Hinnahme großer Nachteile, wie z.B. den Verlust der halben Rentenansprüche für die geleisteten Dienstjahre. Das tut besonders weh, denn der größte Motivator für die Verbeamtung ist in der Regel eben die absolute materielle Sicherheit, komme was wolle, für einen selbst und die Familie auf lebenslang – nicht die Berufsausübung an sich. Lehrer:in kann man schließlich auch einfach so, ganz ohne Verbeamtung sein.

Der Dienstherr sitzt also eindeutig am längeren Hebel und so kommt es paradoxerweise sehr oft dazu, dass Beamt:innen in ihrer objektiv großen Sicherheit sehr hoheitshörig und fügsam, mitunter auch verängstigt sind, im Zweifelsfall lieber auf keinen Missstand hinweisen, keine Überlastungsanzeige schreiben, nicht remonstrieren, sich nicht bildungspolitisch engagieren, auf dass es ihnen beim nächsten Anliegen in eigener Sache nicht zum Nachteil gereiche. Der Dienst verpflichtet eben und diese systemischen Kräfte entfalten durchaus ihre Wirkung in der feudal anmutenden, vertikal unidirektionalen Diensthierarchie.

In seinem durchweg eloquenten, mit teils unbequemen Thesen belegten Beitrag **Das Beamtentum erzieht zum Duckmäusertum** (Die Zeit, 30.11.22) geht der ehemalige Oberstudiendirektor und Autor Alan Posener mitunter auf diese Problematik im System Schule ein. Für unsere Diskussion relevant sind die Aussagen, dass es im Dienstverhältnis „an neuen Impulsen und Rebellengeist“ fehle, und dass Beamt:innen „die Augen vor Mängeln verschließen [sollen]“. Auch das will irgendwie so gar nicht zu politischer Aktivierung passen, die aber bitter nötig ist – gerade seitens derer, die als Profis und Expert:innen das System real verändern und, falls hierzu nötig, auch mit chirurgischer Präzision auseinanderbauen und dann wieder zusammenflicken können.

Sing mit!
Einfach weiter so hilft also niemandem: nicht uns Beschäftigten, denn wir ertragen ein krankes System, das viele von uns kaputt macht; nicht den Schüler:innen, denn die Qualität ihrer Bildung nimmt drastisch und kontinuierlich ab; und der Gesellschaft erst recht nicht: denn was leben wir den Verantwortungsträger:innen vor morgen eigentlich vor, wenn wir ihnen mit unserem Handeln fortwährend signalisieren, Missstände können nur hingenommen werden? Wollen wir sie so in den Stand versetzen, die drastischen gesellschaftlichen Veränderungen herbeizuführen, die vonnöten sein werden? Soll passive Resignation anstelle von aktiver Resilienz ihrem Handeln zugrunde liegen? Ist nicht etwa die Schule der Ort für erste Erfahrungen mit politischer Aktivierung und Selbstwirksamkeit?

Mit Lächeln, ungebrochener Verausgabung und absoluter compliance lässt sich nichts wirklich Veränderndes bewirken und alleine sowieso nicht. Wir kommen nicht drum herum, uns ab und zu mal gemeinsam querzustellen, den Betrieb immer wieder mal zu beeinträchtigen und damit offen infrage zu stellen, disruptiv zu sein. Die gute Nachricht: Es gibt viele Möglichkeiten, sich niedrigschwellig und trotzdem wirksam für gute Bildung zu engagieren. Hier einige Beispiele:

- In der Initiative **Schule muss anders** (SMA) setzen sich berlinweit Eltern, Schüler:innen und Beschäftigte gemeinsam für mehr Zeit zur Beziehung und für Teamarbeit ein, auch für multiprofessionelle Teams, mehr Personal und Ausbildungsplätze sowie Teilhabe.
- Mit den tariflichen Vorhaben **TV-G** und **TV-L** kämpfen Gewerkschaften für kleinere Klassen und mehr Gesundheit an Schulen sowie für eine bessere Bezahlung (gerade am unteren Ende der Entgelttabelle). Hier gibt es über den Streik hinaus diverse Möglichkeiten, mitzumachen, solidarisch zu sein.
- Oder ganz niedrigschwellig: man kann bei der durch die GEW mitgetragene, gegenwärtig laufende **Arbeitszeitstudie**. Wenn wir wissenschaftlich stichhaltig unsere reale Arbeitszeit, die Aufgaben und somit unseren alltäglichen Arbeitsaufwand dokumentieren, haben wir etwas in der Hand, um die stets anwachsende Entgrenzung der Arbeitszeiten und Mehrbelastung offenzulegen und Entlastungen zu erwirken

- Oder aber ganz lokal: das baufällige Gymnasium am Europasportpark hat es mit vielen Impulsen von innen, Unterstützung von außen und einem guten Timing hinsichtlich des Berliner Landeswahlgeschehens geschafft, für die eigene Schule eine handfeste Perspektive zu erwirken. Das war ein ungeahnter Erfolg, von dem man lernen kann.

Natürlich wird man es mit dem Ohnmachtserleben zu tun bekommen, wenn man sich auf diesen Weg begibt: „ich kann sowieso nichts ändern…“. Oder aber man findet sich nicht wieder in Zielen, Forderungen oder Handlungen: „das bringt ja eh alles nichts, das ist völlig unrealistisch…“. Solche Impulse sind durchaus valide, Kritik ist immer nötig – aber die Lösung ist eben nicht der Rückzug: gerade dann soll man in die Mitte hineingehen und die Gemeinschaft mit anderen suchen, um die Zukunft mitzugestalten.

Vielleicht ist da aber auch ein anderes, tiefer sitzendes Hindernis: eine gewisse Hemmschwelle, ein Fremdeln, ein Sich-Unwohl-Fühlen mit der Rhetorik, den Aktionsformen, der Masse und überhaupt mit dem Aufbegehren. Man sieht sich nicht in dieser Rolle und traut sie sich auch nicht zu. Ich kenne das zumindest von mir.

Stelle dir vor du gehst zum ersten Mal in einen Chor. „Sie sind Tenor“ bzw. „Sie singen dann beim Sopran mit“, sagt der Direktor nach dem ersten schiefen Vorsingen und du kannst dir irgendwie gar nicht vorstellen, die oberen Töne treffen zu können. Mit den Proben kommt dann die Überwindung, ihr folgt die Routine – und siehe da: dein Ambitus erweitert sich um ein halbe Oktave, du singst mit. Es ist nicht grandios, aber du fühlst dich immer sicherer. Überhaupt merkst du, im Chor kommt es ja überhaupt gar nicht darauf an, dass du der beste oder die lauteste bist; sondern darauf, dass du dich einfügst und mitmachst, so gut du eben kannst. Und darauf, dass du Spaß hast am gemeinsamen Wirken, dich geborgen und getragen fühlst. Am Konzerttag stehst du dann da, mit allen auf der Bühne, und du bist Teil von etwas Großem, das andere Menschen berührt und mitreißt.

Sing mit!

von Pablo Postigo Olsson, Lehrkraft und Bezirksleitung

Impressum:
Das Infoblatt wird ehrenamtlich von der Bezirksleitung der GEW Pankow herausgegeben. Redaktion: Tom Eickelau & Christoph Wälz. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Alle Mitglieder des Bezirksverbands sind herzlich eingeladen, Beiträge einzusenden.
V.i.S.d.P.: Tom Eickelau, c/o GEW Pankow, Ahornstr. 5, 10787 Berlin